

Vittorio Mathieu

Kants opus postumum

Herausgegeben von Gerd Held

KlostermannRoteReihe

Vor dreißig Jahren erschien Vittorio Mathieus grundlegende Arbeit zu Kants Nachlaßwerk *La Filosofia trascendentale e l'Opus postumum di Kant* (Torino 1958). Mit diesem Band wird keine Übersetzung dieses Textes vorgelegt, sondern – nach dem großen zeitlichen Abstand – eine völlig neue Fassung, vom Autor direkt in deutscher Sprache (»in der Sprache Kants«) niedergeschrieben und dann gemeinsam mit dem Herausgeber in die vorliegende Form gebracht.

Aus Gründen der Werktreue wurden die umfangreichen Zitate aus dem »opus postumum« und anderen Werken Kants nicht moderner Schreibweise angepaßt, sondern so belassen, wie sie in der Akademie-Ausgabe veröffentlicht worden sind. Eine Ausnahme bildet die *Kritik der reinen Vernunft*, die nach der Reclam-Studienausgabe (hg. von Ingeborg Heide-
mann, Stuttgart 1966) zitiert wird. G. H. [1989]

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2. Auflage 2022

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main 1989

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf Eos Werkdruck der Firma Salzer,
alterungsbeständig nach DIN ISO 9706.

Druck und Bindung: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Germany

ISSN 1865-7095

ISBN 978-3-465-04597-7

INHALT

Vorrede	9
I. DIE GRUNDZÜGE DER TRANSZENDENTALPHILOSOPHIE	
1. Formale Darstellung	15
2. Zwei Grundannahmen	16
3. Die erste Voraussetzung	17
4. Was heißt »transzendental«?	19
5. Ein Problem	22
6. Die Erweiterung des Programms	23
7. Quellen oder Stufen der Erkenntnis	26
8. Das Grundproblem des Transzendentalismus	27
Exkurs: Der Schematismus und die Einheit der transzendentalen	
Deduktion	30
II. DER ANSATZPUNKT DER NEUEN KONSTRUKTION	
1. Ein Graben zwischen Metaphysik und Physik	39
2. Von der Kritik der Urteilkraft zum OP	42
3. Die bestehende Natur	44
4. «Forma dat esse rei»	46
5. Das OP als Selbstkritik?	49
6. Mechanismus und Dynamismus	52
7. Vom »methodischen« zum transzendentalen Dynamismus	54
8. Zusammenfassung	55
Philologischer Exkurs: Das Manuskript	
1. Die Signaturen Kants	57
2. Kants Arbeitsmethode	59
3. Die zellenartige Struktur des Manuskripts	61
4. Ein Rätsel und seine Lösung	63
5. Ein nie verfaßtes Werk	70
6. Elementarsystem und Weltsystem	72
7. Die richtige Anordnung	75

8. Äther und Weltsystem	77
9. Eine Inhaltsübersicht: Plan des Werkes	78
10. Anmerkungen	83

III. DAS ELEMENTARSYSTEM DER BEWEGENDEN KRÄFTE

1. Innerliche und äußerliche Kräfte	86
2. Dynamische und mechanische Kräfte	88
3. Merkwürdige Erklärungen	89
4. Äther als Erklärungsgrund	92
5. Tradierte Ambiguität	95
6. Das Ziel: die »Möglichkeit zu denken«	98
7. Zirkelerklärungen vermeiden	100
8. Von der »perpetuitas« zur Einheit der Erfahrung	102

IV. DER APRIORI-BEWIS DER EXISTENZ DES ÄTHERS

1. »A posse ad esse«	111
2. Ein kategorisch gegebener Stoff	113
3. »Indirekter Beweis«	115
4. Der »Mittelbegriff«	118
5. Der Äther als »hypostasierter Raum«	120
6. Die Objektivierung der reinen Apperzeption	124
7. Äther und Weltsystem	126

Exkurs: Hoppe über Kants Theorie der Physik	128
-------------------------------------------------------	-----

V. DIE NEUBEGRÜNDUNG DER PHYSIK:

»ERSCHEINUNG EINER ERSCHEINUNG«

1. Ein neuer Schematismus	137
2. Das nicht wahrnehmbare Objekt	138
3. Die neue, »erstaunliche« Aufgabe	141
4. Der indirekte Gegenstand	144
5. Warum »Erscheinung einer Erscheinung«?	148
6. Eine Ungereimtheit der neuzeitlichen Philosophie wird behoben	154
7. Die neue »coniunctio«	156

VI. SELBSTAFFEKTION UND SELBSTSETZUNG

1. Spontaneität und Rezeptivität beim empfindenden Subjekt	162
----------------------------------------------------------------------	-----

- 2. Gedanken als »Kräfte« 165
- 3. Die Selbstaffektion: keine subjektivistische Wende 169
- 4. Selbstaffektion und Selbstsetzung 173
- 5. Die Synthesis der Selbstsetzung 175
- 6. Die beiden Dimensionen der Synthesis 178
- 7. »Wir machen alles selbst« 180
- 8. »Ein Verbum, wodurch ich mich selbst setze« 182
- 9. Die Grenzen des Kritizismus werden eingehalten 185

VII. EIN NEUER BEGRIFF VON »EXISTIEREN«

- 1. Das Ding-an-sich als logisches Residuum 189
- 2. Das »transzendente Objekt« 190
- 3. Rückkehr zur ersten Auflage der KV 192
- 4. Existieren auch Gedankendinge? 196
- 5. Objekte existieren nur im »Zusammenhang« 199
- 6. Absolute Setzung und »omnimoda determinatio« 202
- 7. Erfahrung als »asymptotischer Versuch« 206
- 8. Die neue Rolle der Ideen 209

VIII. DER ORGANISMUS

- 1. Eine sonderbare »Idee« 212
- 2. Rückfall in den Dogmatismus? 214
- 3. Mögliche und »unmögliche« Erfahrungsobjekte 217
- 4. »Ursache ohne Ort« 220
- 5. Die Deduktion des Leibes 223
- 6. Ein »Hirngespinst« 229
- 7. Organismus als transzendentaler Begriff 235

- Exkurs: Kritik der Urteilkraft und Opus postumum 239

IX. DAS HÖCHSTE NIVEAU DER
TRANSCENDENTALPHILOSOPHIE

- 1. Der letzte Schritt 247
- 2. Der Zustand des I. (letzten) Konvoluts 249
- 3. Das System der Ideen 253
- 4. »Der Wald der Widersprüche« 257
- 5. »Es ist ein Gott« 260
- 6. Der Mensch als Idee 264
- 7. Das Allumfassende der Transzendentalphilosophie 268

X. ABSCHLIESSENDE ERÖRTERUNG	274
Literaturangaben	290
Verzeichnis der Zitate aus dem OP	295
Personenregister	302

VORREDE

»Doch mehren sich die Zeichen dafür, daß das Opus postumum für künftige Kantdarstellungen immer größere Bedeutung erhalten wird.« Diese Worte schrieb Gerhard Lehmann (1958, S. 175), wie ich glaube, zu Recht. Aber war ich mir dieses Sachverhalts bewußt, als ich vor 35 Jahren das Studium des »Opus postumum« (OP) aufnahm? Damals bin ich durch Zufall auf das Werk gestoßen, als ich während der Mitarbeit an einer italienischen Ausgabe der politischen Schriften Kants nach einem Paralleltext zum »Streit der Fakultäten« suchte, der in die Konvolute des OP geraten war. So schlug ich in Adickes' Standardwerk nach und stieß zu meiner Überraschung auf recht merkwürdige, fast märchenhafte Äußerungen. Fragwürdig schien mir das Buch, in jedem Fall aber auch wert, daß man sich über die Bedeutung dieses Kantischen Manuskriptes klar werden sollte. Ich begann in den beiden Bänden der Akademie-Ausgabe (1936-38) zu blättern und alles nach und nach mittels mühsamer Zettelarbeit zu vergleichen.

Die Ergebnisse waren ermutigend. Was sich im Kantischen Text zuerst wie ein glücklicher Einfall darstellte, verwandelte sich allmählich zum Teil eines organischen Denkens und erhielt so seine ihm gehörige Stelle in einer Art *puzzle*, das jeder Einzelheit ihren Sinn zuwies. Denn das OP ist leider gar kein »Opus«, jedenfalls nicht in dem Sinne eines abgeschlossenen Werks. Es ist auch kein Torso und noch nicht einmal der Entwurf eines unvollendeten Werks. Aber noch weniger handelt es sich um einen Haufen loser Blätter oder eine Sentenzensammlung, in der man mal hier und mal dort lesen und sich rhapsodisch inspirieren lassen kann. Das OP ist ein Bündel zusammenhängender, wenn auch nicht zusammenhängend organisierter Materialien, die überdies (was ihr Verständnis zusätzlich erschwert) einen mit der Zeit sich ändernden Standpunkt des Autors wiedergeben. Der merkwürdigen Struktur des Manuskriptes ist ein ganzer Exkurs gewidmet, dessen Ergebnis ich hier schon vorausschicken

möchte: Jene Papiere belegen Kants Neigung, *schriftlich zu denken*. Es handelt sich gewissermaßen um *die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben*.

Diese komplizierte Ausgangslage hat zur Folge, daß der Kantforscher eine Arbeit von Jahren braucht, um das schwierige Material auch nur rudimentär zu nutzen. Als ich 1958 mein Buch *La filosofia trascendentale e l'Opus postumum di Kant* veröffentlichte, war ich davon überrascht, wie viele Kantforscher überall auf der Welt die Mühe auf sich nahmen, ein so umfangreiches Buch in italienischer Sprache durchzulesen. Das Interesse am Spätwerk Kants ist seitdem noch gewachsen. Darum habe ich mich entschlossen, nun, bevor es zu spät wird, eine kürzere und deutlichere Fassung direkt in deutscher Sprache niederzuschreiben, in der Sprache Kants also, die der Mehrzahl der Kantforscher vertraut sein dürfte. So soll dieses Buch den Zugang zum Denken des späten Kant leichter machen, als das bisher möglich war. Es handelt sich demnach weniger um ein »Werk«, das ich vorlege, als um ein Werkzeug oder, wenn man so will, den Ariadnefaden, der im Labyrinth des Kantischen Nachlasses den Weg weist. Das scheint mir umso wichtiger, als die Bedeutung des Kritizismus zwar ohne weiteres auch anhand der zu Lebzeiten Kants veröffentlichten Werke ausgemacht werden kann, die ganze *Tragweite* des Kantischen Denkens aber nur mittels des OP ersichtlich wird.

Aus diesem Grund nehmen die ausführlichen Zitate einen so breiten Raum ein. Das ist notwendig, nicht nur weil die beiden Bände der Akademie nicht immer zur Hand sind, sondern auch weil es mühsam ist, diese manuskriptgetreue Ausgabe nachzuschlagen. Was z.B. im Manuskript beisammen steht, findet sich im Buch oft Seiten später, weil es zu einem »Nebentext« gehört. Manches dagegen, was unmittelbar auf eine bestimmte Aussage folgt, kann von Kant sechs Monate später hinzugefügt worden sein. Zwar bietet der philosophische Apparat der Akademie-Ausgabe eine unentbehrliche Hilfestellung und muß deswegen ständig mit dem Text im Auge behalten werden, aber das erschwert den Gesamtüberblick doch erheblich. Und erst die Idee des Ganzen macht die Deutung jedes einzelnen Satzes möglich.

Ich habe versucht, Kants Denken weitgehend mit Kants Worten darzustellen ohne eine Modernisierung der Zitate vorzunehmen, um

jede verdeckte Interpretation zu vermeiden. Aber natürlich ist die Zusammenstellung der Zitate immer auch eine Interpretation und ohne solche Interpretation wäre Kants unvollendete Arbeit überhaupt nicht zu verstehen. Darum will ich die *Kriterien meiner Interpretation* offenlegen und zwar anhand eines Satzes von Kant selbst, aus dem OP: »Erfahrung ist (...) nur beständige Annäherung in so fern das Mannigfaltige derselben asymptotisch in Einem System verbunden ist« (II, 103, 13). Auch meine Interpretation des OP versteht sich als ein »asymptotischer Versuch« in der Absicht, »das Mannigfaltige desselben in einem System zu verbinden«. Wenn mir das gelingt, dann hat meine Interpretation ihr Ziel erreicht.

Das System des OP ist nicht vorgegeben und Kant verschiebt mit den Jahren immerzu gewissermaßen den Fluchtpunkt des Werkes. Wie die Linie, der sich die Hyperbel *in infinitum* annähert, nicht vorgezeichnet ist, muß man als bloß *regulatives Prinzip* annehmen, daß alles, jede Aussage, jeder Zusatz, jede Paradoxie und jeder Auffassungswechsel, einen zureichenden Grund hat. Und mit jedem (scheinbar) schrulligen Satz, der eine befriedigende Erklärung findet, nähert sich die Wahrscheinlichkeit der Gefahr einer willkürlichen Überlagerung des Textes mit persönlichen Phantasien gegen Null.

Dem liegt die zusätzliche Verpflichtung zugrunde, »Kant so wenig wie möglich zu schulmeistern«, wie Lehmann (1970, S. X) es ausdrückt. Freilich scheint es verwunderlich, eine solche Absicht gegenüber einem der größten Denker des Abendlandes überhaupt zu äußern, und doch muß diese Maxime gegen eine verbreitete Neigung geltend gemacht werden. Zur Rechtfertigung meiner Methode will ich in polemischer Überspitzung einige »philologische« Entgleisungen anführen, die sich neuerdings in die Kantforschung eingeschlichen haben.

1) Alles, was Kant gedacht hat, sei schon von anderen Denkern (Crusius, Tiedemann, Baumgarten, Meier usw.) vorgedacht worden. Aber warum dann statt Kant nicht gleich Crusius, Meier usw. studieren?

2) Alles, was Kant geschrieben habe, sei durch äußere Umstände veranlaßt und nur in Hinsicht auf bestimmte Zwecke und Personen gemeint. (K. Hildebrandt mußte sich gegen die Beschuldigung vertei-

digen, er habe unterstellt, daß Kant »aus eitler Ruhm- und Herrschsucht seine Philosophie ableitete«! – Kantstudien 1957, S. 187).

3) Folglich seien sämtliche Äußerungen Kants – da immer von gewissen Hintergedanken begleitet, nur »unter Vorbehalt des Inventarrechts« anzunehmen.

4) Gegenüber den Gedanken, die in den veröffentlichten Werken eine (scheinbar) zusammenhängende Systematisierung erfahren haben, seien Gelegenheitsschriften und vor allem die unveröffentlichten Bruchstücke der losen Blätter vorzuziehen. (Einmal hörte ich im Laufe der Diskussion jemand eine Passage aus den »Reflexionen« als Beleg zitieren, die sich mit identischem Wortlaut auch in der KV befindet: vermutlich wurde diese letzte Quelle für unzuverlässig gehalten).

5) Unter solchen Umständen braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß Kant auch unterstellt wird, er habe sorgfältig und schamhaft jedes Eingeständnis einer Meinungsänderung vertuscht, wenn er eine Auffassung vorgetragen habe, die zu vorherigen Äußerungen in keiner Beziehung oder sogar in eklatantem Widerspruch stand.

Kein Interpret wird sich natürlich in diesen Karikaturen wiedererkennen. Und doch ist manche dieser Attitüden selbst berühmten und verdienstvollen Kantforschern unterlaufen. Auch Lehmann, dem ich sonst tiefe Ehrfurcht entgegenbringe, kann ich in Bezug auf die Kantische »Widerlegung des Idealismus« davon nicht ausnehmen. »Es ist unglaublich«, schreibt Lehmann (1958/59), »wie selten sich Kant auf seine Schriften bezieht, welche Fehler er bei Neuauflagen stehen läßt bzw. hinzufügt – und wie sehr er auf der anderen Seite eine formulierte Systematik vortäuscht, die nur in den Augen seiner Anhänger und Gegner vorhanden ist, während sein wirkliches (produktives) Denken – das ist seine Leistung – neu einsetzt« (S. 175). Dabei bemerkt Lehmann nicht, daß genau *dieselbé* Argumentation zur Widerlegung des Idealismus sich schon in der 1. Auflage der KV als Kritik des »4. Paralogism« befindet (A 367) und daß Kant in der 2. Auflage ausdrücklich eine »eigentliche Vermehrung, aber doch nur in der Beweisart« der Widerlegung vornimmt (B XXXVII, Anm.). Diese neue Widerlegung wurde ohne Zweifel gegen die Garve-Feder Rezension geschrieben und unter die Erläuterungen zum 4. Postulat *versetzt*,

(»...dessen Widerlegung hier an der rechten Stelle ist«, B 274; früher war sie also an einer *anderen*, nicht richtigen Stelle). In der Tat ist Kants Ablehnung des empirischen Idealismus immer dieselbe geblieben (vgl. unten Kap. VIII, 5).

Auch ich halte die Unterschiede im Entwicklungsgang des Kantischen Denkens für entscheidend. Aber jede Entwicklung betrifft immer nur Organisches. So muß man eine Lehre zuerst einmal *systematisch* erfassen, um überhaupt sehen zu können, wie sie sich im Laufe der Zeit *verändert*. »Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz« (A 182, B 224), so hat Kant auch in Bezug auf seine Philosophie gedacht, und meine eigene Methode beabsichtigt, auch in dieser Hinsicht »Kant so wenig wie möglich zu schulmeistern«.

Was nun das OP betrifft, so ist es zwar richtig, daß Kant in gewisser Weise »neu einsetzt«, nichtsdestoweniger bezieht er sich im Nachlaßwerk häufig auf die gedruckten Schriften, und da vor allem auf die 1. Auflage der Kritik. Die Entwicklung der Gedanken vollzieht sich im OP besonders schnell, und dennoch ist der rote Faden, der die aufeinanderfolgenden Phasen verknüpft, klar angegeben und immer auffindbar. Die entscheidende Wende im Jahre 1799 bewirkt ja keinen Bruch, sondern setzt die Transzendentalphilosophie mit erweitertem Horizont und auf höherem Niveau fort. Ohne eine solche Wende hätten für uns die Überlegungen (der ersten Phase) über die bewegenden Kräfte eine nur marginale Bedeutung. Der Verdienst der Wende besteht darin, daß der Äther (bzw. »Wärmestoff«), der zuvor von Kant im Einklang mit der Physik seiner Zeit als »hypothetischer Stoff, um gewisse Phänomene zu erklären« verstanden worden war, sich in eine »a priori gegebene« Materie verwandelt. Von diesem Punkt an wird der Terminus »Äther« selbst beliebig (»er mag nun Wärmestoff oder sonst wie heißen«; II, 331, 2), es zählt allein seine Aufgabe in der Transzendentalphilosophie. Ab 1799 spricht Kant nicht mehr von einem *physischen* Äther, darum könnten wir »Wärmestoff« durch Kennzeichnung »Einheit der Erfahrung materialiter spectata« ersetzen, ohne die Bedeutung der Kantischen Sätze im mindesten zu verändern.

Andererseits hat sich Kant nie in seinen kritischen Schriften den Positionen der heutigen Physik so sehr genähert wie in seinen späten

Texten. Die neue Perspektive gibt der Naturforschung eine unerhörte Flexibilität und Erfindungskraft zurück, die angesichts der veröffentlichten Werke nicht einmal hätte geahnt werden können.

All das scheint mir ausreichend Grund zu sein, das Spätwerk Kants in der vorliegenden Form dem deutschsprachigen Publikum vorzustellen. Das wäre mir allerdings nicht gelungen ohne die Hilfe von Gerd Held, der das mühsame Geschäft auf sich nahm, die Sprache eines Ausländers in lesbares Deutsch zu übertragen. Nur ein »Held« – in diesem Falle ist *nomen* wirklich *omen* –, der sachverständig und außerordentlich geduldig zugleich war, konnte diese Aufgabe bewältigen.

Vittorio Mathieu

DIE GRUNDZÜGE DER TRANSZENDENTALPHILOSOPHIE

1. Formale Darstellung

Die »Wissenschaft vom Übergang von den *Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft* (MAN) zur Physik« sollte für Kant »das kritische Geschäft beschließen« (an Kiesewetter, 19.X.1798) und »den Schlußstein der Transzendentalphilosophie« setzen (Borowski 1804, S. 183; Hasse 1804, S. 22). Um jedoch einschätzen zu können, was Kant in diesem letzten Unternehmen seines Lebens geleistet oder verfehlt hat, bedarf es vorab einer klaren Vorstellung der Transzendentalphilosophie, wie sie aus der *Kritik der reinen Vernunft* hervorgeht.

Es scheint aber unmöglich, dieses Thema in wenigen Zügen zu erschöpfen, nachdem ganze Bibliotheken darüber geschrieben worden sind. Die Aufgabe wird allerdings leichter, wenn wir uns in unserem Vorhaben beschränken. Denn es kann in diesem Zusammenhang nicht darum gehen zu klären, was die Transzendentalphilosophie in *allen* ihren Aspekten bedeutet, sondern nur darum, wie sie *funktioniert*. Und das läßt sich ziemlich einfach angeben.

Zwar hat Kant selbst unterschiedliche und recht schwankende Auffassungen über den Begriff und Bedeutung der Transzendentalphilosophie mitgeteilt und auch im OP finden wir Dutzende von Definitionen unkoordiniert nebeneinander. Was aber die *Mechanik* des Transzendentalismus angeht, so hat sie Kant ab 1769 klar formuliert und auch bis 1801 kaum verändert. Diese Mechanik ist außerordentlich einfach. Es genügt nämlich, bestimmte Voraussetzungen anzunehmen, deren weitere Bedeutung hier nicht kümmern soll (vgl. I, 76,9), um die gesamte Konstruktion wie ein »hypothetisch-deduktives« System zusammensetzen. Die Begriffe erhalten so durch »implizite Definition« ihre Bedeutung, d.h. sie werden durch den Gebrauch bestimmt.

Versucht man beispielsweise zu erläutern, was die Termini »Rezeptivität« und »Spontaneität« bei Kant bedeuten, dann gerät man so-

gleich in die nahezu unentwirrbaren Schwierigkeiten der »einfachen« oder »doppelten« Affektion (Vaihinger 1884) usw. Trotzdem ist die *Funktion* der beiden Termini in der kantischen Konstruktion ziemlich leicht zu erfassen. Dasselbe gilt auch für viele andere kantische Grundbegriffe wie z.B. »Form«, »Materie«, »Anschauung«, »Vernunft« usw., deren konkrete Bedeutung für unsere Erfahrungswelt erst nach einer sorgfältigen Prüfung ihrer Beziehungen *innerhalb* der kritischen Konstruktion erfaßt werden kann.

Dementsprechend ist die kurze Darstellung der Transzendentalphilosophie, die wir im folgenden vornehmen, absichtlich »formalistisch«. Es liegt uns daran, den transzendentalen Mechanismus so klar und neutral wie möglich zu veranschaulichen, ohne Rücksicht auf semantisch-interpretatorische Überlegungen. Darüberhinaus steht es jedem frei, sich über die Bedeutung der Transzendentalphilosophie seine eigenen Gedanken zu machen.

2. Zwei Grundannahmen

Der Transzendentalismus beruht auf zwei Grundannahmen, die Kant nicht rechtfertigt. Seine Beweisstrategie läuft vielmehr darauf hinaus zu zeigen, daß ein Problem, das bisher für unlösbar gehalten wurde, dann lösbar wird, wenn beide Annahmen für richtig gehalten werden. Das Problem lautet: »Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?« Anders gefragt: Wie können wir etwas von der Welt wissen, ohne eine solche Erkenntnis selbst aus der Erfahrung zu schöpfen?

Das scheint ein recht anspruchsvolles Unterfangen zu sein, ein Eindruck, der durch die von Kant vorgeschlagene Lösung nur verstärkt wird. Die besteht nämlich darin, daß der (nicht von uns erzeugte) Gegenstand den Regeln, die ihm der Verstand auferlegt, notwendigerweise gehorchen muß. Mehr noch: Er kann als Erfahrungsgegenstand *entstehen* nur gemäß unserer Art, ihn zu denken, so daß unser Denken, obwohl es den Gegenstand *nicht* erschafft, seine Möglichkeit dennoch bedingt. Unsere Möglichkeit, das Objekt zu denken, wird so zur Möglichkeit des Objektes selbst: »Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der

Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung und haben darum objektive Gültigkeit in einem synthetischen Urteile a priori« (A 158, B 197).

Mit anderen Worten: Unser Verstand drückt nicht einem von ihm unabhängigen Gegenstand seine Regel auf, sondern der Gegenstand bildet sich *schon* als Erfahrungsgegenstand gemäß der Verstandesregel aus. Dieser Umstand macht hinreichend deutlich, daß jeder Versuch, den Transzendentalismus in einen »absoluten Idealismus« münden zu lassen, von Anfang an keinen Sinn haben kann. Die ganze Problemstellung erhält ihren Sinn vielmehr gerade daher, daß das Objekt kein Produkt unseres Erkenntnisvermögens ist. Die Konsequenz wäre sonst ganz trivial. Die Transzendentalphilosophie ist eine subtile und sogar paradoxe Lehre, eben weil die Spontaneität unseres Denkens die Erfahrungswelt nicht erschafft, so daß jede Umdeutung des Transzendentalismus in einen Idealismus der »schöpferischen Kraft des Denkens« zu dem Ergebnis führen würde, die Bemühungen Kants überflüssig und sinnlos zu machen.

Diese Position Kants ändert sich auch bei der Weiterentwicklung der Transzendentalphilosophie nicht. Wenn also das OP, wie Kant festhält, zur Transzendentalphilosophie gehört, dann ist vorauszusetzen, daß sich zwei Grundsätze jedenfalls nicht ändern. Sie lauten:

- 1) Als Erfahrungsgegenstand entsteht der Gegenstand *ursprünglich* gemäß der Form, die ihm unser Verstand vorschreibt.
- 2) Die »Spontaneität« unseres Verstandes erschafft jedoch den Gegenstand nicht, sondern sie »denkt« einen Gegenstand, der uns durch die Sinnlichkeit *gegeben* wird.

Die zweite Behauptung fällt mit der Verweigerung eines »Intellectus archetypus« bzw. einer »intellektuellen Anschauung« zusammen, und ist eng mit der ersten Voraussetzung des transzendentalen Denkens verbunden, der wir uns nun zuwenden.

3. Die erste Voraussetzung

Sie läßt sich folgendermaßen formulieren: *Es gibt eine unveränderlich, allgemeingültige Form der Rezeptivität unseres Erkenntnisvermögens, wel-*

che die Annahme jeder Materie des Erkennens ins Gemüt bedingt: Raum und Zeit.

Wenn Kant das Verhältnis der beiden Formen (Raum und Zeit) auch ziemlich unbefriedigend angibt, so ist doch ihre Funktion vollkommen klar: Sie dienen sowohl als *Rezeptor* als auch als *Detektor* des sinnlichen Materials und geben darum der empfangenen Materie ihre Gestalt. Sie sind ein Schirm, wie der Bildschirm eines Fernsehapparates, der gewisse Impulse empfängt und sie gemäß seiner eigenen Beschaffenheit sichtbar macht. Es wäre äußerst schwer zu sagen, worin die »Affektion« des Rezeptors besteht, was ihn reizt, welche Vorgänge in ihm das »Material« erzeugen. Wir können nicht einen Vorgang erforschen, welcher der Entstehung der Erfahrung *vorausgeht*. Wir müssen daher die »Affektion« als eine absolute Voraussetzung annehmen, ohne ihre Herkunft und Wirkungsart reflektieren zu können:

»Allein von einem Stücke konnte ich im obigen Beweise doch nicht abstrahieren, nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes, und unabhängig von ihr, gegeben sein müsse; *wie* aber, bleibt hier unbestimmt« (B 145).

Später, im Laufe des Eberhardstreites, fügt Kant hinzu:

»Wir konnten doch keinen Grund angeben, warum wir gerade eine solche Art der Sinnlichkeit und eine solche Natur des Verstandes haben, durch deren Verbindung Erfahrung möglich wird; noch mehr, warum sie, als sonst völlig heterogene Erkenntnisquellen, (...) zu der Möglichkeit einer Erfahrung von der Natur unter ihren mannigfaltigen besonderen (...) Gesetzen, von denen uns der Verstand *a priori* nichts lehrt, doch so gut immer zusammenstimmen, als wenn die Natur für unsere Fassungskraft absichtlich eingerichtet wäre; dieses konnten wir nicht (und das kann auch niemand) weiter erklären« (VIII, 249–50: 1790).

Darum habe ich die Rezeptivität als eine absolute »Voraussetzung« bezeichnet, bei der nach ihrem »Wie« nicht gefragt werden kann.

Andererseits müssen wir nach ihrem »Warum« fragen: *Warum* setzt Kant eine allgemeingültige und unumgängliche Form der Rezeptivität voraus? Um die Frage der synthetischen Urteile *a priori* lösbar zu machen: »Synthetische Sätze *a priori* sind nur indirect in der Philoso-

phie möglich nämlich an Gegenständen der reinen Anschauung in Raum und Zeit« (II, 83,10; II, 67,18, u. passim).

4. Was heißt »transzendental«?

Wir müssen nun das Besondere der transzendentalen Lösung mit aller Sorgfalt nachzeichnen, soll sie nicht als bloß trivialer Satz erscheinen. Daß die Form des empfangenen Materials von der Beschaffenheit des Empfängers beeinflusst wird, ist eine Auffassung, die in der Empirie viele Bestätigungen findet. Schon in der Scholastik hieß es: »Quidquid recipitur, recipitur per modum recipientis«. Die »Art des Empfangs« eines Rezeptors wird unmittelbar und automatisch zur Form des empfangenen Materials – ein Befund, der es uns erlaubt, Rückschlüsse auf den Sinngegenstand selbst zu ziehen, *bevor* uns der Gegenstand tatsächlich gegeben wird. Das von Kuno Fischer übernommene Beispiel Kleists von der grünen Brille, die uns die Welt grün erscheinen läßt, will genau auf diesen Sachverhalt aufmerksam machen. Ein anderes Beispiel, das Kant noch nicht kannte, enthält J. Müllers Lehre von der »spezifischen Sinnesenergie«. Übt man z.B. auf das Auge einen Druck aus, dann reagiert das Auge mit Lichtreflexen, jenen berühmten »Sternen«. Die Wirkung wird also »per modum recipientis« erfahren.

Hier stellt sich die Frage, ob damit die Lösung des kantischen Problems gefunden ist. Sicherlich nicht. Die Brille und auch das Sinnesorgan sind bloß *empirische* Bedingungen des Erscheinens, sie erlauben uns deshalb noch keinen Schluß auf die *objektive* Beschaffenheit des Dinges. Sie drücken vielmehr eine lediglich subjektive Bedingung der Wahrnehmung aus. Die Aufgabe eines synthetischen Satzes a priori ist demgegenüber, eine objektive und notwendige Beschaffenheit des Gegenstandes festzustellen. Dafür – so scheint es – sollte man eher die grüne Brille *ablegen*.

Das Neue der kantischen Lehre ist aber nicht die Annahme eines Rezeptors, der die Form des empfangenen Materials überhaupt bedingt, sondern die Annahme eines *solchen* Rezeptors, der absolut zwingend und *unumgänglich* ist: eine grüne Brille also, die niemals ab-

gelegt werden kann, so daß wir uns eine Welt, die außerhalb dieser für uns unumgänglichen Bedingung läge, nicht einmal vorstellen können. Das ist eine »transzendente« Bedingung, die gleichzeitig die »Bedingung der Gegenstände der Erfahrung« ist.

Wenn es eine solche allgemeine Form, eine solche unumgängliche »Anschauungsart« gibt, dann bedingt sie nicht länger eine nur subjektive, sondern eine unmittelbar objektive Beschaffenheit der Erfahrungswelt. Die »Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung« wird zur »Bedingung der Möglichkeit des Gegenstandes der Erfahrung« – wie verlangt worden war. Der Bezug der Vorstellungsweise zum Erkenntnisvermögen verliert so jeden relativistischen Zug, sondern ermöglicht vielmehr allgemeingültige, den Gegenstand der Erfahrung betreffende Aussagen, unter der selbstverständlichen Bedingung, daß man unter »Gegenstand« immer nur den Gegenstand unserer möglichen Erfahrung versteht, d.i. ein Gegenstand, der uns nur dadurch zu einem Etwas wird, daß er sich unserer »Anschauungsweise« anpaßt. Ein solcher Gegenstand ist freilich das, was Kant eine »Erscheinung« nennt: also kein »Ding an sich«, d.h. keine absolute, unabhängig von unserem Vorstellungsvermögen bestehende Sache. Aber ein »Ding an sich«, unabhängig von den Bedingungen betrachtet, welche allein seine *Verdinglichung* ermöglichen, wäre (als ein Ding ohne alle Bedingung) in Bezug auf die Erfahrung ein Nichts und kann, sofern wir uns nur mit der Erfahrung beschäftigen, außer Acht gelassen werden.

Die Annahme einer allgemeinen, nicht hintergehbaren Form der Rezeptivität führt gleichzeitig zu drei zusammenhängenden Ergebnissen:

- 1) Die Unterscheidung zwischen dem »Objekt unserer möglichen Erfahrung« und dem »Ding an sich selbst betrachtet«.
- 2) Die Einschränkung des Problems der Objektivität der Außenwelt auf das Objekt im obigen Sinne.
- 3) Die Ermöglichung von synthetischen Sätzen a priori in Ansehung dieses Objektes.

Am unlösbaren Zusammenhang dieser drei Punkte wird von Kant bis zuletzt festgehalten: